Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 159. Bromberg, den 24. September 1925

Die Flamme der Welt.

Roman von Guido Kreutzer.

(11. Fortsetzung.)

Hans Torunn dachte erschrocken: — wie bleich sie ist! Lag das vielleicht an dem Licht hier? Doch dann fiel ihm ein: er hatte sie ja seit einer Woche nicht mehr gesehen; seit — ja seit dem Tage seiner Ankunft.

Er wartete, daß sie sprechen würde; sie aber schwieg, den Blick nur unverwandt und mit einem Ausdruck auf ihn gerichtet, den er nicht zu deuten wußte.

Da versetzte er unvermittelt:

„Gnädiges Fräulein, ich bitte um Verzeihung wegen meines Eindringens. Es war ein Zufall, daß ich hierher geriet."

Und als sie auch jetzt noch nicht die Lippen öffnete, ergänzte er:

„Ich war draußen am Kampenbruch, wo die Krähenhütte gebaut wird. Auf dem Rückwege wurde ich in diese Gegend hier verschlagen."

Da huschte ein Lächeln über ihr Gesicht.

„Von einer Krähenhütte zu einem Erbbegräbnis — das ist allerdings ein seltsamer Übergang!"

Wie ein Schuljunge stand er vor ihr! Und wie sie gar keinen Versuch machte, diese scheußliche Verlegenheit zu beenden!

Das Blut sprang ihm in die Stirn.

Er sagte schroff:

„Gnädiges Fräulein, ich bitte um die Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen."

Sie zog ein wenig die Augenlider hoch; wie in leisem Erstaunen.

„Weshalb, Herr Doktor? Ich vertreibe Sie doch wahrhaftig nicht. Also leisten Sie mir nur ruhig ein wenig Gesellschaft. Oder interessiert Sie das hier nicht?"

„Doch, gnädiges Fräulein, sehr!"

„Sehen Sie; dann geht es Ihnen ähnlich wie mir. Mein Vater darf es natürlich nicht wissen; denn ich möchte ihm jede schmerzliche Erinnerung ersparen. Ich komme hin und wieder einmal heraus. Ich liebe diesen verlorenen Waldwinkel und dies uralte Haus, das schließlich und letzten Endes ja doch immer recht behalten hat!"

Sie hatte sich ein wenig von ihm abgewandt. Aber sie fühlte doch, wie sein Blick groß und fragend auf ihr ruhte.

Da versetzte sie schnell und ablenkend:

„Unsere Familiengeschichte ist nicht nur alt, sondern auch bunt und vielgestaltig. Im Herrenhause in unserer Bücherei haben wir eine ganze Anzahl gewichtiger Folianten, zum Teil noch in Schweinsleder gebunden; die Chronik unseres Geschlechts. Oft blättere ich darin und versuche die einzelnen Seiten zu entziffern. Es ist mitunter nicht leicht. Es fehlen häufig Zusammenhänge. Menschen tauchen auf, die vorher gar nicht da waren; andere wieder verschwinden plötzlich, ohne daß ihr Tod erwähnt wird. Es gibt da in den Chroniken so viele Widersprüche und Rätsel. Ich glaube fast, wir haben Laars alle etwas unruhiges, widersetzliches Blut in uns. Das rebelliert manchmal. Wir finden uns natürlich immer wieder zurück; aber ein Stückchen von dem inneren Menschen geht dabei doch jedesmal verloren."

„Vielleicht ist das nur eine sprunghafte Vererbung, gnädiges Fräulein."

„Es ist zumindest eine Erbschaft, mit der sich Enkel immer am schwersten abfinden."

Hans Torunn sah Martine mit verlorenen Augen an, wie sie in dem knapp anliegenden schwarzen Reitkleide vor ihm stand, das sie leicht gerafft hatte. Der Lack der Reitstiefel glitzerte darunter. Sie trug ein wenig, wie das ihre Art war, den Kopf im Nacken. Eine kaum merkliche Bewegung; aber sie wirkte fast aufreizend.

Er sagte aus irgendeinem Gedankengang heraus:

„Mea glorificatio animi humiliatio! — Mein äußerer Ruhm ist meine innere Demütigung."

Eine Sekunde stutzte sie, zog dann fast verächtlich die Schultern hoch.

„Wenn Sie das nur verstehen, Herr Doktor! Mir gelingt es nicht, obwohl ich oft darüber nachdachte. Hätte ich damals zu entscheiden gehabt — ich hätt' uns einen anderen Wahlspruch gewählt!"

Hans Torunn lehnte mit untergeschlagenen Armen an einer der vier Säulen, die das Dach trugen.

Er versetzte nachdenklich:

„Vielleicht ist es viel weniger ein Wahlspruch als eine — Beichte?! Sprachen gnädiges Fräulein nicht selbst vorhin von Rätseln und Widersprüchen? Und steckt nicht eine gewisse Tragik in dem Begriff, daß in einem Jahrhunderte alten, erbgesessenen Geschlecht unablässig unruhiges Zigeunerblut aufbegehrt; und jeder einzelne, in dem es aufwacht, braucht erst all seine Gewissenhaftigkeit und all sein Verantwortungsgefühl, um es wieder niederzuschlagen?"

Sie hatte sich auf dem Kopfende einer der schrägstehenden Steinplatten niedergelassen. Doch schon im nächsten Augenblick stand sie wieder auf den Füßen. In ihren Augen war jählings ein flackeriges Licht. Die Reitpeitsche in ihrer von weichem ledernen Stulphandschuh umschlossenen Rechten zitterte.

„Zergrübeln Sie sich darüber nicht das Gehirn, Herr Doktor. Rätsel, die man zu leicht lösen kann, werden alltäglich. Man muß nicht alles in eine landläufige Formel bringen und immer Gemeinplätze suchen, die jedermann zugänglich sind. Ein Problem, an dem sechshundert Jahre lang Menschen gestorben sind, das werden auch Sie nicht aus der Welt schaffen und sollen es auch gar nicht!

Im übrigen — kommen Sie von hier fort! Draußen liegt die Sonne im Walde; und wir philosophieren ins Gelag hinein! Wir sind töricht! Also kommen Sie!"

Vor dem Hause hielt ein Reitknecht zwei Pferde, die den Hang hinauf grasten, lang an der Trense.

Sofort warf er ihnen die Zügel über, faßte sie kurz, kam heran und grüßte.

„Lange, Sie überlassen Herrn Doktor Ihr Pferd und kommen zu Fuß nach."

„Jawohl, gnädiges Fräulein."

Er hatte die Zügel losgelassen, um seiner Herrin beim Aufsteigen behilflich zu sein.

Der Doktor Torunn aber — in plötzlicher Eingebung — schob ihn mit kurzem Wort beiseite, trat neben den Rappen, der den Damensattel trug, und verschränkte die Finger zu einer Schlinge.

„Wenn ich bitten darf, gnädiges Fräulein."

Und hatte sich dabei bereits nach vorn gebogen und sah nichts davon, daß ihr ein dunkler Blutstrom über das Gesicht schoß.

Doch schon stemmte sich ihr kleiner Fuß mit kräftigem Druck gegen seine inneren Handflächen; und in der nächsten

Sekunde saß sie im Sattel, ordnete mit raschen Griffen das Kleid, sammelte die Zügel.

Auch der Volontär sprang auf, lenkte an ihre rechte Seite. Noch einmal mußte er verhalten, um die Steigbügel von dem Reitknecht länger schnallen zu lassen; dann ritten sie ab.

„Aber ich muß mich Ihrer Führung anvertrauen, gnädiges Fräulein. Denn vorläufig kenne ich mich hier noch nicht aus."

Sie hob ein wenig die linke Hand, an deren Gelenk eine kleine goldene Armbanduhr blinkte.

„Es ist erst elf; wir haben bis zu Tisch noch sehr viel Zeit. Also brauchen wir uns nicht zu beeilen. Es ist ja auch prächtig hier draußen im Walde. Der Vorfrühling und der Herbst — das sind mir die liebsten Zeiten im Jahre."

Ihr Begleiter sagte arglos:

„Es ist sonderbar, gnädiges Fräulein — jetzt, wo Sie im Sattel sitzen, haben Sie ganz plötzlich Farbe im Gesicht. Als ich Sie vorhin sah, erschrak ich vor dieser Blässe. Aber das Reiten scheint eine gute Kur zu sein. Sie blühen förmlich, gnädiges Fräulein. Darf ich mich jetzt endlich übrigens persönlich nach Ihrem Befinden erkundigen? Ihr Herr Vater erklärte Ihre Krankheit für die Folgen einer Überarbeitung in der Wirtschaft."

Sie schlug im Vorbeireiten mit der Peitsche so scharf nach einem Ginsterbusch, daß der Rappe nervös aufwarf und an den Zügeln zerrte.

„Mein Vater in seiner ganz unbegründeten Sorge sieht Gespenster. Ich bitte Sie, Herr Doktor — was tu ich denn schon?! Nichts zumindest, das ein solches Aufheben lohnt. Das bißchen Beschäftigung in der Innenwirtschaft brauch ich einfach; schon, um den Tag auszufüllen."

„Wenn auch das nicht, so scheinen die Befürchtungen Ihres Vaters doch nicht so ganz grundlos gewesen zu sein. Beweis — gnädiges Fräulein mußten acht Tage liegen!"

Da setzte sie ihrem Rappen so scharf den Sporn ein, daß er aufschnaubend ansprang. In scharfem Trabe fegte sie los, quer durch das Gestämm.

Hans Torunn machte keinen Versuch, neben ihr zu bleiben. Es wäre zwecklos gewesen, bei dem dichten Unterholz. Und dann — er kannte das Pferd nicht, das er unter sich hatte. Ein hartmäuliger Schinder schien es zu sein; vielleicht irgendeine ausgediente Inspektorkracke; jedenfalls so der richtige Domestikengaul. So hielt er sich immer zwei Längen hinter ihr.

Dumpf dröhnte der moosige Waldboden unter den Pferdehufen. Einmal kreischte entsetzt ein Häher auf.

Und aus einem Eichenkamp polterte eine Ricke ab; der weiße Spiegel blitzte, wie sie in langen, eleganten Fluchten davonwippte.

Martine ließ sich nicht beirren. Der Zugwind preßte ihr das Kleid eng gegen den Körper. An der linken Schläfe hatte sich unter der breiten Hutkrempe eine Locke gelöst, flatterte hin und her.

Wie sie sich im Bügel hob; wie sie mit dem Oberkörper jeden Sprung des Pferdes biegsam auffing . . . da war keine unedle Linie an dieser üppigschlanken, köstlich durchtrainierten Gestalt. Rasse; reingezüchteter deutscher Edelschlag; nicht ein Quentchen fremden Blutes.

Doktor Torunn umklammerte sie im Dahinjagen mit brennenden Augen; das Blut hämmerte ihm in den Schläfen; in seiner Kehle saß irgendein Laut, irgendein Wort, das er hätte hinausschreien mögen.

Und schwieg doch; aber seine Fäuste hatten sich um die Zügel gekrampft, seine Zähne sich tief in die Lippen gegraben.

Erst, wo der Forst in spitzem Keil scharf gegen die Kreisstraße vorstieß, verhielt sie den Rappen.

Ihr Begleiter war sofort neben ihr. Die Pferde übersprangen den Graben, zogen einträchtig auf der Chaussee nebeneinander her.

Martine von Laar aber hatte erregt den Kopf zu ihm gewandt.

„So, Herr Doktor — das war meine Antwort! Und wenn sie noch nicht deutlich genug gewesen sein sollte — also ich möchte nicht noch einmal von Ihnen diesen würdevollen Ton hören! Ich vertrage das nicht; und ich brauche keine Belehrungen und vor allem kein Mitleid!"

Ihr Atem flog noch immer; ihre Brust arbeitete unter jagenden Stößen; die Wangen brannten in dunklem Karmin; und in den Augen hatte sie wieder das flackrige, unstete Licht.

Und dazu die Sonne, die in den Rotdornhecken am Chausseerande altgolden funkelnde Tupfen aufschimmern, die das glatte Fell des Rappen seidenweich aufglänzen ließ und mit blinkenden Pfeilen nach der schönen, schlanken Reiterin schoß — dem Doktor Hans Torunn zuckte es in den Fäusten, daß er sich aus dem Sattel zu ihr hinüberbog und sie an sich riß und . . . aber er zwang gewaltsam den Blick fort und starrte zwischen den Ohren seines Gaules auf den weißgrauen Staub der Straße und sagte zwischen den Zähnen:

„Ich weiß das also jetzt, gnädiges Fräulein; und ich werd' mich in Zukunft danach richten."

„Hoffentlich!" . . . Ihr Atem wurde allgemach ruhiger; sie bog sich im Sattel vor und strich dem Pferde leis über den Hals . . . „Nämlich, das ist ja wirklich alles Unsinn, Herr Doktor. Ich werd' Ihnen ganz offen sagen, schon damit Sie bei passender Gelegenheit meinem Vater seine unbegründeten Befürchtungen ausreden können . . . Also ich leide ganz einfach an der Modekrankheit unseres Jahrhunderts. Blutarmut und ein wenig müde Nerven. Wundert Sie das? Aber Sie waren ja selbst ein paar Jahre in Berlin; Sie wissen ja, welche gesellschaftliche Anforderungen da gestellt werden. Und wenn man so vier Winter ausgeht und zahllose Bälle und Wohltätigkeits-Veranstaltungen und Gesellschaften und Regimentsfeste mitmachen muß . . . im Grunde genommen ist das ja alles so leer und so töricht und so sinnlos. Überhaupt für ein junges Mädchen, dessen Leben von keinem ernsten Beruf ausgefüllt wird und das durch die gesellschaftliche Stellung des Vaters gezwungen ist, solange im Elternhause zu bleiben, bis es vielleicht einmal heiratet!"

Sie brach ab, lachte kurz auf.

„Ach — da stimme ich ein großes trübseliges Klagelied an, das Sie in Berlin sicher zahllose Male gehört haben."

„Gehört oft, gnädiges Fräulein; aber ich hab' es nie recht geglaubt, sondern immer für ein wenig weltschmerzliche Koketterie gehalten. Heut zum erstenmal glaub ich es."

Ihre Lippen zogen sich in kühlem Spott.

„Weshalb sagen Sie mir das, Herr Doktor? Halten Sie sich für verpflichtet, höflich zu sein?"

„Ich bin nur ehrlich, gnädiges Fräulein. Ich hab' nun mal die Überzeugung, daß Sie für das Landleben geschaffen sind; daß Sie vor allen Dingen in den wenigen Monaten Ihres Hierseins schon erkannt haben, wie viel mehr es dem Menschen innerlich bietet. Naturen wie die Ihrige brauchen einen anderen Rahmen, als ihn Berlin oder sonst eine beliebte Weltstadt bieten kann; und dieser Rahmen ist meines Erachtens nur der eines großen Gutes. Ich glaube, gnädiges Fräulein, Sie können hier draußen noch einmal ganz froh und ganz glücklich werden."

Sie dachte nach; sie schien eine Bemerkung auf den Lippen zu haben, doch dann schüttelte sie heftig den Kopf.

„Genug für heut, Herr Doktor. Sonst bekennen wir uns noch nachträglich beide zu etwas verspäteten Schülern des guten alten Jean Jacques Rousseau und geraten wieder in uferloses Philosophieren . . . — Kommen Sie, wir wollen uns jetzt ein wenig beeilen. Kennen Sie sich nun schon aus?"

Sie wies mit der Reitpeitsche nach links.

„Sehen Sie dort drüben hinter der Bodenwelle die Parkbäume von Warrischken? Und wenn wir da an dem Lupinenschlag abbiegen und den Feldweg entlang reiten, sind wir in zwanzig Minuten zu Hause."

Sie trabten. Jetzt blieben sie nebeneinander. Aber kein Wort wurde mehr gewechselt.

Als sie die Pferde dicht vor dem Tor wieder in Schritt fallen ließen, sahen sie Herrn von Schreewen. Der saß noch im Sattel — er mochte erst aus dem Walde oder vom Felde gekommen sein — und sprach mit dem Stellmacher, der an seinen Knien das Rad eines Erntewagens lehnen hatte.

Vor den Ställen sprang Hans Torunn aus dem Sattel, war Martine beim Absteigen behilflich.

Er übergab einem Knechte die Pferde, stieß die Gattertür des Staketenzaunes auf und betrat nach ihr den Park.

Sie blieben vor der Freitreppe stehen. Martine hatte schon die ersten Stufen genommen; da verhielt sie noch einmal den Schritt. Flüchtig betrachtete sie den silbernen Knopf ihrer Reitpeitsche, hob dann wieder die Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Fahrensmann.

Eine Studie von der Wasserkante.

Von Wilhelm Schaer.

Jan Rickmers, des Marschbauern zweiter Sohn, warf die Gartentür knallend hinter sich ins Schloß, trat über die Graftbrücke auf den Anger, den die Klinkerstraße „achtern Diek" vom hohen Seedeich trennt, und nahm die grauschwarz verwitterte Holztreppe, die zur Kappe hinaufführt, in ein paar schnellen Sätzen.

Oben angelangt, riß er die Tuchjacke mit den blinkenden Ankerknöpfen über der von südlicher Sonne kupferrot gebrannten Brust so hart auseinander, daß der Matrosenknoten der Bluse sich löste und flatternd im scharfen Nordwest hing, der „stur" auf die Küste stand.

Drunten, hinterm schirmenden Deich, lag das in der Eile eines fast fluchtartigen Aufbruchs von ihm zurückgelassene, riedergedeckte väterliche Haus mit der Stickluft der

guten Stube, in der heut ihm, dem nach beschwerlicher Fahrt glücklich heimgekehrten Sohn, zu Ehren die Mutter ihm das Frühbrot hatte anrichten müssen, als sei es Sonntag.

Jan Rickmers preßte die bartlosen Lippen zusammen. Ihm lag noch des Vaters bündig gehaltener Bescheid im Ohr: „Büst du mi nich to Willen un friest nich Nachbers eenzig Kind — tum Dunnerwäer — treck ick mine Hand von di af. Dat Geld for 't Stüürmannsexamen sla di man glieks ut 'n Sinn! Denn mit dat Seemannslewen is 't nu vorbi. Jan, weerst anners ja 'n Narr! Haal di upstunns dat Jawoord von de Deern!“

„Ga — ga sacht hen!“ hatte die Mutter ihn zarter und unter einem Händedruck gebeten. „Tu's für mich, mein Jung', schon um des lieben Friedens willen! Nachbars Eka is 'ne lüttje gute Deern. Hast ja noch kurz vor der letzten Ausreise mit ihr getanzt! Da is unserm immer bedachtsamen Vater zugleich mit dem Nachbarn der Wunsch gekommen: „Rickmers zweiter Jung' und Lübbens Einzige, wie vom Schicksal für einander bestimmt, müssen ein Paar werden!“ Denn damals, vor Jahr und Tag, hat unser Vater dir auch nur ungern zugestimmt, 'n Fahrensmann zu werden. Aber derzeit bot sich hier für dich noch nicht die Gelegenheit, auf einen Erbhof einzufreien. Nu liegt Nachbars Arp mit seinem Segelboot tief auf dem Meeresgrund. Eka gehört, sobald ihr Vater sich auf den Altenteil setzt oder die Augen schließt, der reiche Hof. Süh — süh, Jung', ich bin ja man nur 'ne halbe Landratte! Bin als Küperstochter in einer Seestadt groß geworden. Und meiner Mutter Vater war Kapitän. Kann dich darum wohl verstehen! Jugend geht auf Abenteuer aus, will was erleben. Und das große Wasser lockt. Aber ein sicher Leben hinter unserem Deich is auch nicht zu verachten, is mehr wert als das dauernde Treiben auf schwankem Schipp. Und Lübbens Einzige, die keinen anderen lieber zum Bauern haben will als dich, stellt nur aus Sorge die eine Bedingung: darfst nich wie ihr Bruder den Wassersport pflegen! Süh, und wie bequem du's haben wirst auf Lübbenschem Erbe. Gar kein Ackerland! Da läßt der liebe Gott das Gras ganz von selber wachsen, und der Bauer kann schlafen. Gott, Junge, wie is das schön! Laß uns darum nicht zu lange auf frohe Botschaft warten! Denn drüben lauern sie all auf dich. Ga upstunns, as unse Vadder seggt! Ga — ga, Jan! Ga sacht hen!“

In ihrer Erregung hatte die Mutter ihn zur Stube hinaus in den Windfang gedrängt, ja, ihm des stürmischen, düsigen Wetters wegen im letzten Augenblick die Jacke noch selbst über die Schultern gezwängt.

Da stand er nun und sah nicht hinter sich und auch nicht in die Richtung des Nachbarhofes, nur geradeaus auf das Wattenmeer, über dessen unendlicher Fläche graue Sturmwolken jagten und die Schaumkämme der Wellen klatschend gegen die Deichböschung schlugen, zorndrohend hart. Es paßte ganz zu seiner Stimmung.

Der Seemann ballte die Hände in den Jackentaschen, setzte sich endlich in Trab und stemmte den Körper voll gegen die von See her scharf stoßende Bö.

Hin und wieder spürte er die Feuchte der „salzenen Luft“ als feine Schaumspritzer im Gesicht, wenn eine der hohen, gischtgekrönten Wogen die Deichkappe fast berührte und ihn, den Seemann, gleichsam zu mahnen schien: „Hüte dich! Wir geben dich nicht frei! Denke an uns und laß dich nicht betören! Drüben wartet auf dich ein verweichlicht Kind, das Angst hat, das Weib eines Fahrensmann zu werden. Eka Lübben hängt an ihrer Scholle, wie du an deinem Meer. Träge wirst du werden auf satter, kleiiger Wiesenerde und vielleicht gar ein Trinker, wie hier so viele! Leben und harte Arbeit sind draußen auf dem Wattenmeer. Bei uns! Hoiho!“

Da riß die Sturmbraut Jan Rickmers die Mütze vom Kopf. Sie trieb landwärts und blieb irgendwo im stillen Deichschutz liegen.

„Hoiho!“ lachte der Fahresmann und strich sich mit den Fingern durchs blonde, wellige Haar.

Und: „Hoiho!“ scholl es wie in Antwort aus all dem brausenden, tosenden Gewoge.

Jan Rickmers hemmte jäh den Schritt.

Eine gewaltige, aufleuchtende Welle hatte die Hand drohend zu ihm emporgereckt, ihn über und über mit ihrem Naß getränkt.

Beinahe erschrocken, stutzte er, wich zurück, bevor die nächste Woge ihn treffen konnte, machte Kehrt und lief, jetzt aber die volle Sturmgewalt als treibende Kraft hinter sich nehmend, zurück, immer zurück. Und dabei doch ein heimlich Vorwärts.

Als der Deichgänger an die Stelle kam, wo drunten der väterliche Hof ruht, blickte er keinmal zu ihm hinüber. Sein Auge suchte ein ander Ziel, das nahe Dorf, wo der Leichtmatrose Kapitän Osterlohs Gartenhäuschen liegen wußte. Vorwärts! Dem Alten alles erzählen, ihm alles beichten und — ja, und sein Kind sehen, das hochgewachsene, stolz aufrechte Mädchen, Freuke, die ihm gestern noch zum Willkomm die Rechte so fest gedrückt hatte, während ihr Mund sprach: „Vater hat mir schon alles in seinen Briefen berichtet. Er ist stolz auf Sie. Und ich bin's auch! Und — ja, und Ihnen dabei so dankbar, Herr Rickmers!“

Freuke, die Tochter seines strengen und gegen ihn doch immer so gütigen Kapitäns, dankbar und stolz auf ihn! Vor und nach seiner ersten Fahrt hatte er ja kaum den Blick zu ihr zu erheben gewagt! War immer in ihrer Gegenwart besonders bescheiden und — ganz gegen seine sonstige Art — fast scheu zurückhaltend gewesen.

Kapitän Osterloh und sein Mädchen sollten ihm raten, ihm helfen, sein Lebensschiff aus dem Strudel eines Fahrwassers zu lenken, in das ihn hier Sohnesgehorsam und berufliches Pflichtgefühl getrieben hatte.

Kapitän Osterloh ging, die kurze, von ihm unzertrennliche Holländerpiep zwischen den Lippen haltend, langsam im Garten zwischen seinen Rosenstöcken auf und nieder, machte beim Nahen des Ankömmlings halt und rief mit grollender Stimme: „Hallo! Na nu! Was hat denn das zu bedeuten? Muttern am Ende gar durchgebrannt? So bald schon wieder die Anker gelichtet? Rickmers — hä, das hat seinen ganz besonderen Grund!“

Jan Edo Rickmers Zweitgeborener nickte. Er bot dem stattlichen, breitschultrigen Mann die Rechte. Er berichtete kurz und sachlich und sah seinem Lehrherrn dabei klar in das rundliche Wettergesicht mit den hellen Augen, seinem Kapitän, unter dessen Führung er erst als Schiffsjunge und dann als Leichtmatrose Heuer genommen hatte.

Der alte Seebär lachte ingrimmig: „Ha — so, aus solchem Loch bläst hier der Wind! Na, junger Mann, da wollen wir gemeinsam deinem biederen Alten 'nen duftigen Strich durch die bäuerliche Rechnung ziehen! Nicht länger mehr Fahrensmann bleiben? Junge — ernstlich? Du, der geborene Steuermann? Denn diesmal bei Kap Horn — hm, ohne dich und dein Zupacken, nä — hätte meine liebe Deern, die Freuke, ihren Vater nich wieder zu sehen gekriegt! Wacker haste dich gehalten! Junge, die vom Vater dir verweigerten Mittel fürs Steuermannexamen machen mir keine Sorgen. Die liegen, wenn's zum Ärgsten kommen sollte, drüben in meinem Schapp jederzeit für dich bereit. Einen Stüermann, einen echten für „Große Fahrt“, wie dich, läßt sich 'n alter, gerissener Seebär, weiß Gott, so leicht nicht durch die Lappen gehen! Dich unter Zwang zur Landratte machen? Hä watt! Mein eigner Jung' is mir, was du ja weißt, im Fieber vor Rio geblieben. Aber lange her! . . . Nu nehme ich dich als Ersatzjungen an. Das heißt, wenn du willst und mir nich allzu große Schwierigkeiten machst! Nu ja — und wie 'ne echte Seemannsdeern über Weiber denkt, die sich aus reiner Angst vorm großen Bullerwasser hinterm Deich verkriechen, mag Freuke selbst dir sagen! Süh — da kommt sie vom Hause her, just wie gerufen! — Hä, Freuke, Deern! Sag' dem hier mal Bescheid, ob Mütter, Schwestern, Bräute ihr Bestes — Liebstes zurückhalten dürfen, sowie die See ruft, die Abschiedsstunde schlägt und Tränen kullern!“

Und während die blonde Freuke ihre blauen Augen fest auf den fixen, strammen Seemann richtete, der schlank und rank wie eine Marschesche vor ihr stand, begann die tiefe, klangvolle Stimme: „Ich tu, wie unsere selige Mutter auch immer getan hat, die nicht weinen mochte, wenn alle Segel klar. Unser Vater ist noch allemal ohne ernstliche Havarie zu uns zurückgekommen. Aber letzthin vor Kap Horn, ja, ich vernahm's, war's bös. Und dennoch . . . ich — ich kann mich nur als künftige Frau eines Seemanns denken — trotz aller Sorgen . . . sie sind oft groß!“

„Ja, und mich,“ fuhr der Fahrensmann erregt empor, „mich will man gewaltsam an eine reiche Hoferbin ketten, mir mit der Schiffahrt allen Lebensmut nehmen. Aber ich setz' mich zur Wehr!“

Erschrocken hob Freuke die Hand, die der junge Fahrensmann ergriff. „Fräulein Osterloh,“ frohlockte er, „Ihr Vater will mir dabei helfen. Ich soll Seemann bleiben! Ich will das Steuermannsexamen machen und dann —“

„Kinder, ich gehe schon — geh schon!“ erklärte der Kapitän. „Was da weiter sein wird? Ich seh's auch ohne Fernrohr. Macht's ganz unter euch alleine ab. Aberstten, Jan Rickmers, erst man den Stüermann und denn —“

Durch den Wetterhimmel brach jäh ein heller Strahl.

Er traf das junge Paar im Rosengarten.

Der alte Seebär hinter seinem Stubenfenster sah schmunzelnd alles, was da draußen vor sich ging. Er stieß mit dem Pfeifenkopf die Glasscheibe ein — denn Scherben bringen Glück — und rief: „Swiegesähn, hä! Voraf man e e n e n Kuß! Wenn du erst Stüermann büst, giff't davon jümmer noch genog!“

Berliner Kaleidoskop.

Von Egon H. Straßburger.

Es brennt in allen Ecken. — Sorgen überall. — Theater-Hoffnungen.

(Nachdruck verboten.)

Psychologisch interessant ist es, zu wissen, aus welchen Gründen Verbrecherseelen Feuer in die Dachstühle legen, was jetzt in Berlin so täglich drei- bis viermal geschieht. Was bewegt den Verbrecher hierzu, und ist es immer dasselbe Motiv, was ihn dazu bringt? Es ist immer etwas Nervenpeitschendes, wenn das Wort „Feuer“ erklingt, wenn in dunkler Nacht die Flamme jäh zum Himmel schlägt und soundso viel Mitmenschen in der Gefahr schweben, zu ersticken oder zu verbrennen. Der Zuschauer steht da mit fiebernder Spannung und er verfolgt aufgeregt den Lauf der Geschehnisse.

Und immer wieder stehen wir vor dem Rätsel: Warum wird hier der Mensch zum Verbrecher? Zieht er Nutzen aus dem Brand oder ist das der Teufel, der Böses nur gebären will?

Jedenfalls aber ist vorerst das Rätsel noch nicht gelöst, denn es brennt in diesem oder in jenen Dachstühlen allnächtlich trotz der Turmwachen, die sich alle Mühe geben, die Täter zu fassen, die aber nichts sonst erreichen können, als zuerst zu sehen, wie plötzlich die Flamme zum Himmel steigt.

*

Die Steigerung der Mieten hat in dieser arbeitslosen Zeit zur Folge gehabt, daß ca. 50 000 Klagen wegen des „Hinauswurfes“ der Mieter schweben. Und es soll noch rascher gehen mit der Erledigung der Fünfzigtausend als früher. Die Leute, die jetzt nichts verdienen, die arbeitslos geworden sind, sind schlimm daran. Alles ist nicht gerade billig zu nennen, alles, was so ungefähr eßbar ist; Geld kommt keines heran, geschoben kann nicht mehr werden, aber der Hauswirt verlangt bis zum 5. eines jeden Monats prompt die Miete auf den Tisch des Hauses gelegt, schon weil er selbst prompt die Hauszinssteuer der betreffenden Stelle vorzählen muß.

Ich weiß von einigen Armen, von Vätern mit großer Familie, daß sie rein nicht mehr weiterkonnten, und ihre Möbel am 10. September auf der Straße sahen. Was soll aus solchen Leuten werden? Gibt es da wirklich keine Möglichkeit in einer so großen Stadt wie Berlin, daß diesen Ärmsten ,die oft tüchtig sind, Gelegenheit gegeben wird, weiter zu existieren?

Ganz schlimm steht es im Augenblick um die Kunst. Gute Schriftsteller müssen wieder einmal zu ganz praktischer Arbeit greifen (Korrektoren in der Druckerei, Portiers in entlegenen Vergnügungslokalen, Kabarett-Ansager usw.). Die Kunstmaler von Rang verkaufen keine Bilder mehr und der Wirt eliminiert sie. Noch nie sind so viel Künstlerateliers frei geworden wie jetzt. Gute Arbeiten, die früher mehrere Hundert Mark einbrachten, werden in der Not der Verzweiflung zu 30 oder 40 Mark angeboten. Porträtisten mit Namen, die in sonnigen Tagen 1500 bis 2000 Mark bekamen, sind zufrieden, wenn der Herr Schlächter 100 bis 150 Mark für sein Porträt gibt.

*

Trotzdem es erwiesen ist, daß augenblicklich in Berliner Theatern nichts Richtiges mehr gegeben wird (wenigstens in diesem Augenblick), so gab es noch nie so viel Theater wie in diesem Jahre. Von Hoffnungen ist die Brust der Direktoren geschwellt und jeder denkt, den Vogel abzuschießen.

Es gehört zum guten Ton, daß ein Theaterdirektor gleich ein halbes Dutzend Theater an der Leine hält und darüber gebietet. Stinnes-Konzern in der Kunst!

Die Revuen sind so zahlreich vorhanden, daß man sie langsam über bekommen kann; Shaw ist auf allen Bühnen; Pirandello wird bald außer Mode kommen, denn seine Originalität scheint erschöpft zu sein; die alten Stücke von Zell und Genée haben keinen modernen Nerv in sich und so wird auch „Eine Nacht in Venedig“, der Hauptschlager auf einer großen Berliner Bühne, bald das Zeitliche segnen.

Die Konzerndirektoren haben es nicht so leicht, Herr der Situation zu bleiben. Ein Schlager ist schließlich für jeden, wenn er geschickte Schauspieler und ein gut gezimmertes Stück hat, möglich, aber zwei Schlager, das wäre zu viel des Guten. Zudem muß man rechnen, daß die Leute heute selber rechnen müssen und daß reguläre Preise durchweg fast nicht bezahlt werden können. Aber die Vereine, die Rettung der Deutschen Kunst, zahlen ja bloß halbe Preise.

Feiert ein Schauspieler oder Sänger sein fünfundzwanzigjähriges Bühnenjubiläum, so wird es mit Pomp angekündigt. Schon um hier ein Stimulus für den Theaterbesuch zu haben . . . Es klingt fast wie das „Benefiz eines Künstlers“ auf einer Kleinstadtbühne.

Möge die Industrie gedeihen, damit die Kunst leben kann!

Bunte Chronik

* **Spitzwegs 40. Todestag.** Wer schmunzelt nicht, wenn er den Namen Spitzweg hört, wer denkt nicht gleich an seine köstlichen Typen aus dem Spießbürgerleben, die sich auf allen seinen Bildern wiederfinden, die drolligen, dicken und wichtigen Stadtgardisten, die Nachtwächter, die lustigen fahrenden Künstler, die ganze Reihe der putzigsten Sonderlinge, die unter Büchern vergrabenen Gelehrten und so weiter. Spitzweg gehört mit seinen besten Schöpfungen, dem „armen Poeten“ etwa, dem „Gelehrten in Dachstübchen“, der „reisenden Künstlergesellschaft“, dem „schlafenden Wachtposten“, dem „Bücherantiquar“ und anderen mehr zu den großen Freudestiftern des deutschen Hauses. Man hat diesem liebenswürdigen Humoristen des Pinsels gern eine Stelle im deutschen Heim gewährt. Seine Bilder sind oft reproduziert, als Einzelbilder und in Mappen, und man wird noch lange seine Freude haben an diesen harmlos lustigen Szenen aus der guten alten Zeit mit ihrer Ruhe und Beschaulichkeit. — Spitzweg war Münchener, dort wurde er 1808 geboren (und er starb auch dort, heute vor 40 Jahren). Er kam nicht gleich in einen künstlerischen Beruf, er wurde Apotheker, wendete sich erst 1835 der Malerei zu und bildete sich selber vor, meist durch Kopien nach alten Meistern, besonders den Niederländern. Wo er sein eigentliches Gebiet, die in ihrer Durchführung und Charakteristik der Personen äußerst sorgsame Darstellung kleinbürgerlichen Lebens, verließ, malte er romantische Landschaften mit phantastischer Staffage und viel Mondschein. Wie Wilhelm Busch, mit dem ja Spitzweg allerhand Gemeinsames hat — wenn auch der tiefgründige Wesensunterschied zwischen dem gemütvollen, harmlos-fröhlichen Süddeutschen und dem fast immer ironisch eingestellten, schwer grübelnden Niederdeutschen nicht zu verkennen ist —, hat auch er zu den Mitarbeitern der berühmten „Fliegenden Blätter“ gehört, für die er eine große Anzahl humoristischer Zeichnungen lieferte, die seinen Namen bekannt machten.

*

* **Merkwürdiges Stelldichein.** Zu einem merkwürdigen Stelldichein hatte dieser Tage der Wirt „Zum Nußdörfl“ im Wiener Prater geladen. Er hatte die kleinsten, größten und schwersten Männer Wiens aufgefordert, sich in seinem Lokal zu bestimmter Stunde einzufinden. Natürlich war das Lokal pfropfenvoll. Zuerst wurden die „Kleinen“ aufgerufen. Zwei Männer oder vielmehr Männchen meldeten sich, deren Größe 1,14 und 1,17 Meter betrug. Dann kamen die „Großen“ an die Reihe. Sie waren fast doppelt so groß wie die „Kleinen“, nämlich 2,05 und 2,02 Meter. Zuletzt dann endlich die Dicken. Sie schlugen schon, was die Zahl anlangt, den Rekord; denn sie traten sieben Mann stark auf. Der schwerste von ihnen wog 340 Pfund, der zweitschwerste 303 Pfund, der drittschwerste 294 Pfund. Und der Schlaueste von ihnen allen war — der Wirt „Zum Nußdörfl“, der sich ein gefülltes Lokal ergattert hatte.

Lustige Rundschau

* **Revanche.** Der Sohn eines verstorbenen Kommerzienrats verlobte sich mit einem armen Mädchen. Sein Bruder sandte statt der Gratulation nur einen kurzen vorwurfsvollen Brief, in welchem er sich von ihm lossagte. Zum Schluß schrieb er: „Vater wird sich im Grabe herumdrehen.“ Einige Jahre später verliebte sich der moralpredigende Bruder ebenfalls in ein armes Mädchen, und es dauerte auch nicht lange, da verlobte er sich. Statt der erhofften Gratulation von seiten seines Bruders traf ein Telegramm folgenden Inhalts ein: „Nun liegt Vater wieder richtig!“

*

* **Variante.** „Wie haben sich denn die Moorbäder bei Ihrem Fußleiden bewährt?“ — „Hervorragend! Das Moor hat seine Schuldigkeit getan . . . und ich kann gehen!“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.